

neben zwei eher allgemeinen Beiträgen, die die Befunde der ersten Teile einzuordnen bemüht sind: Olivier Grenouilleau untersucht die Folgen für den internationalen Abolitionismus, Pierre Serna diskutiert das Verhältnis von Republikanismus und Empire.

Insgesamt handelt es sich um einen in seiner empirischen Detailliertheit und theoretischen Klarheit außerordentlich hilfreichen Band, dessen Ergebnissen man nur einen möglichst raschen Eingang in die internationale Forschungsdiskussion wünschen kann, die sich immer mehr in die englische Sprache verschiebt. Seine Stärken hat der Band ganz zweifellos in der Auswertung französischer Archive (einschließlich derer in den französischen Kolonien) und der sehr präzisen Diskussion jener Widersprüchlichkeit, die die Revolution in Bezug auf diese Kolonien produzierte. Was dem Band möglicherweise als Ergänzung noch hinzugefügt hätte werden können, ist eine vergleichende Analyse des Umgangs konkurrierender Imperien mit Sklaverei und der rechtlichen Stellung ihrer Kolonien. In diesem Falle wäre die französische Entwicklung vielleicht nicht als ganz so einzigartig erschienen, wie sie das in den Argumenten der Beiträge dieses Bandes zuweilen tut.

#### Anmerkungen:

- 1 F. Régent/L. Dubois, *La période révolutionnaire dans les Antilles françaises*, in : D. Bégot (Hrsg.), *Guide de la recherche en histoire antillaise et guyanaise*, Bd. 1, Paris 2011, S. 513-605; F. Régent, *Esclavage, métissage, liberté. La Révolution française à la Guadeloupe 1789-1802*, Paris 2004.
- 2 Vgl. E. Noël, *Etre noir en France au XVIIIe siècle*, Paris 2006, und das von ihm herausgegebene „*Dictionnaire des gens de couleur dans la France moderne*“ (2 Bde.), Genf 2011/13.

**Carsten Gräbel: Die Erforschung der Kolonien. Expeditionen und koloniale Wissenskultur deutscher Geographen, 1884–1919, Bielefeld: transcript 2015, 404 S.**

Rezensiert von  
Hans-Dietrich Schultz, Berlin

Kolonialgeschichte hat Konjunktur, wozu auch Geographen beigetragen haben. Umso mehr überrascht das Fehlen einer Gesamtdarstellung der „Kolonialgeographie“, die der Geograph und Historiker Carsten Gräbel hier als Dissertation gewagt hat – leider ohne Referat zum Forschungsstand, aber mit einem Ergebnis, das sich sehen lassen kann.

Schon der erste Eindruck lässt staunen, welches Meer an Informationen auf- und durchgearbeitet, kritisch bewertet und in eine gut gegliederte, lesbare Form gebracht wurde. Erstmals als Quellen herangezogen wurden die während der Expeditionen in den Kolonien angelegten Tagebücher. Und obwohl die einzelnen Kapitel in ihrer Abfolge aufeinander verweisen, kann man mit der Lektüre auch mittendrin beginnen und sich mit wachsender Neugier, vor- und zurückgehend, immer tiefer in die Materie hineinziehen lassen, so dass am Ende ein satter Gesamteindruck entsteht. Gleichwohl wird Gräbels Lust an Verallgemeinerungen, die mit „Die Geographie ...“ oder „Die Geographen ...“ beginnen, Skepsis bis Widerspruch provozieren: Die komplexe Realität geht selten glatt in solchen Formulierungen auf.

Zentralbegriff der Arbeit ist der Breitband-Begriff der „Wissenskultur“, dessen explikationsbedürftige Bestandteile allerdings undiskutiert bleiben. Gräbel begnügt sich damit, ihn als „Zusammenspiel von theoretischen Ansätzen, wissenschaftlichen Praktiken, etablierten Routinen, institutionellen Netzwerken, sozioökonomischen Rahmenbedingungen und politischen Mentalitäten“ (S. 21) zu umschreiben. Wer mehr zu diesem theoretischen Konzept und seiner Leistungsfähigkeit für die Disziplingeschichte wissen will, wird auf neuere Literaturen verwiesen. Ferner mag man bedauern, dass nicht auf die Unterschiede zwischen dem Begriff der „Kolonisation“ und den verschiedenen politischen „Kolonialismen“ eingegangen wird, so wie auch eine Klärung des Begriffs der „Akademisierung“ nützlich gewesen wäre.

Geboten werden in drei Paketen „eine Geschichte der Institutionen, Theorien und disziplinären Selbstverständnisse am Anfang, das Alltagshandeln und die Forschungstechniken in den Kolonien im Mittelteil und ein Panorama der kolonialgeographischen Wissensbestände am Ende“ (S. 22). Meist treffsicher werden die Kolonialgeographien in die allgemeine Disziplinentwicklung eingeordnet; kriterienorientiert und gut begründet ist die Konzentration auf eine kolonialgeographisch arbeitende Kerngruppe von Geographen. Als kluger Schachzug erweist sich ferner, die Antrittsvorlesungen einiger Protagonisten der Kolonialgeographie miteinander zu vergleichen. Wer gedacht hätte, dass Kolonialgeographie nur Kolonialideologie war, wird enttäuscht. Mehrfach betont Gräbel, dass ihre Vertreter nicht nur Kolonialpropaganda, sondern Wissenschaft betrieben. So pflegten sie zwar

einen rassistisch motivierten Überlegenheitsdünkel, der den Untergang angeblich inferiorer Völker als naturgewollten Beitrag zum Fortschritt der Menschheit verklärte, sorgten aber zugleich „vorwiegend“ (S. 45) für eine (auch kartographische) Landesaufnahme und -beschreibung sowie die Aufdeckung von kausalen Zusammenhängen. Welchen Kontrast dazu bilden die Landschaftsschilderungen, in denen sich die ästhetischen Vorlieben und Ideen der Beschreiber spiegeln!

Besonders spannend dürfte für viele Leser der Mittelteil der Arbeit sein, der die Expeditionsplanungen, den Expeditionsalltag und die Verschriftlichung der erhobenen Informationen und Messdaten bringt und über die mentale Aneignung der Kolonien als Produktion und Ordnung von Räumen berichtet. Wer hätte sich vorher vorgestellt, welche Strapazen die mit mühevoller Arbeit ausgefüllten Expeditionstage für die Teilnehmer mit sich brachten, welchen psychischen Stress sie aushalten mussten? Darüber hinaus erfährt der Leser, dass die beteiligten Geographen sich nicht etwa als Produzenten der beschriebenen Räume sahen, sondern nur als Vermittler von deren Existenz, denn ihre Länderkunden erwecken „den Anschein, als offenbarten sich die geographischen Phänomene und Räume dem Leser selbst“ (S. 219). Den Transformationsprozess der Tagebucheintragen bei der späteren Verarbeitung und die Veränderungen dabei hätte ich gerne durch mehrere ausführliche Beispiele belegt gesehen.

Neben den Texten interessieren Gräbel die Fotos, die „in Europa skandalös gewesen“ (S. 280) wären, im Dienste der Wissenschaft aber als gerechtfertigt galten. Für die gravierenden Defizite bei der Darstel-

lung der kolonialen Völker macht er außer der asymmetrischen Kommunikation zwischen Kolonisierern und Kolonisierten einen ständigen Rückfall in „gedankenlose Stereotype“ (S. 299) verantwortlich, was er zum Teil dem klassischen geographischen Mensch-Natur-Denken anlastet, das die ethnische Verschiedenheit auch der Prägekraft der Landesnatur zuschrieb. Als eine wesentliche Aufgabe der Ethnographie erkennt er, „die Kolonialherrschaft zu legitimieren“, um die Bevölkerungen „zum eigenen Vorteil auszunutzen und sich ihrer Ressourcen zu bemächtigen“. „Mit dem Thema ‚Erziehung und Arbeit‘ ließen sich beide Positionen miteinander verbinden“ (S. 309). Dieser Gedanke wurde, so sei hinzugefügt, später von Geographen auf den europäischen Osten übertragen, wo nunmehr statt der „Neger“ die Slaven gewaltsam den Segen deutscher Arbeit erfuhr.

Nicht zu überzeugen vermag mich Gräbels pejoratives Urteil über die jüngere Geographiegeschichte zum Kolonialthema. Es lautet im Modus der Anklage: „Solange Geographen sich abmühen, die koloniale Geschichte ihrer Disziplin zu relativieren oder im anderen Extrem in den Selbstbeschreibungen und Diskursen aus der Epoche verharren, anstatt sie historisch-kritisch zu analysieren, ist der Weg zu einer zeitgemäßen Historiographie der deutschen Geographie noch weit“ (S. 17). Eine Relativierung liegt für ihn schon dann vor, wenn die Akademisierung des Faches – was er darunter versteht, bleibt offen – nicht als ein direktes Produkt des Kolonialismus erscheint. Damit dürfte der Verfasser beim Leser zwar spontan auf Zustimmung stoßen, zumal sein Urteil politisch-moralische Korrektheit signalisiert.

Tatsächlich deuten die bisher bekannten Umstände der Akademisierung der Geographie jedoch auf einen anderen Zusammenhang hin. Indem Gräbel als gelernter Diplomgeograph die schulische Tradition des Faches, die lange Zeit auch dessen Image und Profil als Wissenschaft prägte, nicht ernst nimmt, begibt er sich statt auf einen „zeitgemäßen“ auf einen Holzweg.

Richtig ist, dass die Geographie nach der Gründung des Reiches und seinem Eintritt in die Weltpolitik in den deutschen Einzelstaaten schrittweise mit Lehrstühlen versehen wurde und auch qualitativ einen Sprung machte. Ungeachtet dessen und trotz aller Berufungen auf Carl Ritter und jetzt mehr noch Alexander von Humboldt wurde sie ihren traditionellen Ruf nur schwer los, kaum mehr als eine minderwertige Schulwissenschaft zu sein, die das Gedächtnis mit topographischem und statistischem Sperrmüll vollstopfte. Anders als von manchem Historiker und von Gräbel angenommen, basierte der universitäre Aufschwung des Faches jedoch keineswegs darauf, dass akademisch ausgebildete Geographen für eine kolonialbezogene Tätigkeit als Fachleute dringend gebraucht wurden, zumal die aktive Kolonialpolitik des Deutschen Reiches erst 1884 begann. Schon die auffällige Besetzung der Professuren mit überwiegend fachfremden „Stubengelehrten“ (Oberlehrern) statt erfahrenen Forschungsreisenden (von Ausnahmen abgesehen) macht stutzig und weist in eine andere Richtung.

Als dünnen Beleg für seine Position präsentiert Gräbel lediglich eine Äußerung Philipppsons, der ihm mit seinen im KZ Theresienstadt geschriebenen Erinnerungen als glaubwürdiger Kronzeuge dient, weil er selbst nicht kolonialpolitisch ge-

arbeitet habe. Das Zitat bestätigt tatsächlich einen Kausalnexus zwischen dem „Erwerb der Kolonien“ und der Einrichtung „ordentlicher Professuren der Geographie“ „seit Ende der siebziger Jahre“ (S. 33). Doch Philippson irrt, wie die Stenographischen Berichte der Debatte des Preußischen Abgeordnetenhauses vom 9. März 1875 über die Entscheidung des Kultusministers Falk zeigen, an allen preußischen Universitäten Geographie-Professuren einzurichten. Nicht imperiale und kolonialpolitische Motive standen demnach vornan, sondern bildungspolitische. Spitzenvertreter der Wissenschaft, wie Mommsen und Virchow, die auch Abgeordnete waren, sahen darin den Beginn einer abschüssigen Entwicklung der Universität in Richtung einer populären Volksbildungsanstalt. Die Geographie war für sie keine satisfaktionsfähige Disziplin, sondern nur eine enzyklopädische Handbuch- und Schulwissenschaft.

Hermann Wagner, einer der neu berufenen „Falk-Professoren“ und Oberlehrer, der die angestrebten Bemühungen seiner Kollegen um eine methodologische Konsolidierung des Faches im „Geographischen Taschenbuch“ kritisch begleitete, hat dies exakt festgehalten. Mehrfach erinnerte er bei einschlägigen Anlässen daran, „daß man geographische Professuren zu Beginn der siebziger Jahre wie auch später in erster Linie im Interesse einer besseren Ausbildung von geographischen Fachlehrern an höheren Schulen errichtete.“ Hätten die Unterrichtsverwaltungen einzelner deutscher Staaten „den schreienden Gegensatz“ zwischen „der geographischen Bildung unseres Volkes“ und der veränderten Lage des „Deutschtums auf dem Erdball“ nicht registriert, hätte die Akademi-

sierung der Geographie „wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen“.<sup>1</sup> Aus den Äußerungen anderer Geographen lässt sich entnehmen, dass eine große Unsicherheit darüber herrschte, für welche Berufe denn neben dem alles dominierenden Lehramt an höheren Schulen Geographen ausgebildet werden sollten. So scheint noch immer die bekannte Vermutung zuzutreffen, dass die Geographievertreter versucht haben, sich über einen Einstieg in kolonialgeographische Forschungen der Politik als unentbehrlich zu empfehlen, als dass umgekehrt die Politik in kolonialpolitischen Fragen brennend auf Geographen setzte und deshalb das Fach in den akademischen Sattel hob.

Gräbels Appell, dass es der Geographie „zum Vorteil“ gereiche, „vergangene Versäumnisse und kollektive Fehlleistungen“ zu reflektieren, statt sie zu beschönigen“, um für „zukünftige Praktiken und Forschungsdesigns [zu] sensibilisieren“, und auch seine Warnung vor einem „selbstgerechten Blick zurück“ angesichts der heutigen „Abhängigkeit der Wissenschaft von Drittmitteln“ (S. 356): Wer wollte dem nicht zustimmen? Doch die Gefahr von Voreingenommenheit lauert immer, frei ist niemand davon. Eine „Rezeptionsgeschichte des [kolonial-] geographischen Wissens“, die „erst noch geschrieben werden“ (S. 352) müsse, wäre zweifellos zu begrüßen. Erste Arbeiten für den Bereich der Schulgeographie existieren bereits.

Abschließend möchte ich noch einmal bekräftigen: Dieses Buch verdient neben kritischen Rezensenten auch viele Leser. Es erweitert in seinen detail- und facettenreichen, an- und aufregenden Befunden und seinem lebendigen Schreibstil den Blick auf einen Bereich der deutschen

Geographiegeschichte, der so umfassend bisher noch nicht möglich war. Wissenschaftsgeschichte ist hier keine Geschichte der großen Männer und einsamen Helden, sondern eingebunden in Standards, Konventionen, Regelwerke, Diskurse, Konkurrenzen innerhalb der eigenen und gegenüber anderen Disziplinen und weiteres mehr. Leider fehlt ein Register, das die wissenschaftliche Ausbeute der Gräbelschen Arbeit erheblich erleichtern würde, doch alle kritischen Einwände, von denen ich einige vorgebracht habe, können die Vorzüge dieser Studie, die ich – selbst im Widerspruch – mit Gewinn gelesen habe, nicht verdunkeln.

#### Anmerkung

- <sup>1</sup> H. Wagner, *Geographie nebst Meereskunde und Ethnographie*, in: W. Lexis (Hrsg.), *Das Unterrichtswesen im Deutschen Reich*, Bd. 1, Berlin 1904, S. 225-242, hier S. 225.

**Boris Belge / Martin Deuerlein (Hrsg.):  
Goldenes Zeitalter der Stagnation?  
Perspektiven auf die sowjetische  
Ordnung der Brežnev-Ära (Bedrohte  
Ordnungen, Bd. 2), Tübingen: Mohr-  
Siebeck 2014, 329 S.**

Rezensiert von  
Katharina Schwinde, Jena

Mit der Aufgabe die Brežnev-Ära abseits lähmender und verstaubter historischer Signaturen zu beleuchten, sind Boris Belge und Martin Deuerlein in guter Gesellschaft der neueren Sowjetunionsforschung. Die längste aller Epochen der Sowjetgeschichte

hat nach langen Jahren der Vernachlässigung ihren festen Platz in der Forschung gefunden. In diesem Zusammenhang ist auch der Sammelband von Belge und Deuerlein zu werten, der aus einem von den Autoren organisierten Workshop der Universität Tübingen aus dem Jahr 2012 hervorgegangen ist. Das von Ihnen herausgegebene Buch verweist bereits im Titel „*Goldenes Zeitalter der Stagnation?*“ auf das Hauptanliegen des Bandes. Ziel ist es, die immer noch vorherrschenden Topoi zur Brežnev-Ära kritisch zu hinterfragen und sie auf deren Haltbarkeit zu prüfen. Dabei geht es den Autoren um nicht weniger, als um eine „zeitliche und räumliche Perspektiverweiterung“ anhand neuester Forschungsergebnisse (S. 8).

Die starken Fluchtpunkte des Bandes stellen die Einleitung der Herausgeber und der Schlussbeitrag von Klaus Gestwa dar. Belge und Deuerlein geben in ihrer Einführung nicht nur einen tiefen Überblick über die aktuellen Forschungsdebatten und die Forschungsliteratur. Sie diskutieren neben der Historisierung zeitgenössischer Deutungen zudem die Entwicklung eines neuen, übergreifenden Epochenbegriffes. Anlehnend an die Forschungen von Susanne Schattenberg und Juliane Fürst, die den Alternativbegriff der „Normalität“ geprägt haben und den Forschungen zur Ritualisierung des öffentlichen Lebens nach Yurchak, führen die Autoren den Analyseterminus der „Hyperstabilität“ ein.<sup>1</sup> Belge und Deuerlein zufolge wird dieser als eine „über Kommunikation vermittelte soziale und kulturelle Konstruktion von Normalität und Stabilität“ definiert (S. 13). Die Ausrichtung des sowjetischen Staates auf diese Prinzipien habe die unbeabsichtigte Ausdifferenzierung und Pluralisierung ge-